

Der Schriftsteller und die Sprache

Autor(en): **Jost, Dominik**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **28 (1972)**

Heft 2

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Schriftsteller und die Sprache

Ein Sammelband zum Thema „Tempuswahl“

Von Dominik Jost

Die Forschungsergebnisse, die in den Seminaren der Universitäten von den aktiven Teilnehmern erarbeitet werden, sind die längste Zeit in Dissertationen einzelner Doktoranden oder in Publikationen einzelner Dozenten gemündet. Doch neben diesem eingeschliffenen Brauch aus der weiland Zopfzeit sieht man frische Formen der Zusammenarbeit, der Spezialisierung und der Verantwortlichkeit in Prüfung, die vorerst einmal zwei leicht einsehbare Vorteile bringen sollen: die Arbeit im Seminar erschöpft sich nicht in fachmethodischen Fingerübungen, sondern zielt schon in der Problemstellung auf Relevanz; durch Aktivierung der Teilnehmer und durch Diskussion, durch Einpassen der Sonderergebnisse in umgreifende Zusammenhänge, durch sinnvolle Koordination der Schritte und der Phasen des Forschungsablaufs wird eine fortschrittliche Arbeitsmethode eingeübt, die gegenüber der herkömmlichen eigenbrötlerischen Isolation des einzelnen gewiß keiner Verteidigung bedarf.

Vor kurzem hat eine Arbeitsgruppe von Studenten des Deutschen Seminars der Universität Basel ein eindrucksvolles Ergebnis gelungener Zusammenarbeit veröffentlicht: *„Der Schriftsteller und sein Verhältnis zur Sprache, dargestellt am Problem der Tempuswahl“*¹. Im Anschluß an ein Proseminar über Probleme der Gegenwartssprache kamen sie überein, ein vor allem für deutschschweizerische Schriftsteller heikles Thema so erschöpfend wie möglich zu untersuchen und zu klären: die Frage nämlich, welche Kriterien denn eigentlich über die Wahl von Perfekt oder von Imperfekt/Präteritum bestimmen. Die schweizerischen Mundarten (wie auch die süddeutschen) haben in der Sprachentwicklung seit der mittelhochdeutschen Zeit die Präteritumformen gänzlich eingeübt, so daß jetzt das Perfekt das Tempus ist, das in schweizerischer Mundart die Vergangenheit eindeutig feststellt; es liegt auf der Hand, daß sich daraus eine Unsicherheit im Gebrauch des (hochdeutschen, schriftsprachlichen) Präteritums ergeben muß, mit der sich der deutschschweizerische Schriftsteller auseinandersetzen hat. Manchem Süddeutschen oder Schweizer mag das Fehlen des Präteritums in seiner Mundart gar nicht auffallen oder als unerheblicher

¹ Francke-Verlag Bern 1971

Schwund vorkommen, weil ja durch weitere Zeitangaben und zusätzliche Zeitadverbien der Stellenwert auf der Zeitlinie exakt festgelegt werden kann.

Der erste Nothelfer, den der Deutschschweizer (der das Problem einmal erfaßt hat) anrufen möchte, ist natürlich die Grammatik; im Zweifel, ob Perfekt oder Präteritum zu verwenden sei, wird er sie nach der „Norm“ befragen (etwa den „Abriß der deutschen Grammatik“ von Johannes Erben oder die „Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“ von Paul Grebe; aus der Serie der Grammatiken, die in schweizerischen Mittelschulen verwendet werden, die zwei vorzüglichsten: „Deutsche Sprachschule für Mittelschulen“ von Hans Hafen und „Gutes Deutsch. Grammatik und Stilistik der deutschen Gegenwartssprache“ von Hermann Villiger). Doch was heißt denn schon Norm, und wer befindet ex cathedra darüber? Gerade auch das Problem der Norm hat das Arbeitsteam in einem Gespräch mit Heinz Rupp ausführlich erörtert und geklärt; der entscheidende Akzent wird bereits zu Beginn der Diskussion von Heinz Rupp selber gesetzt: „Die angenommene Norm besteht in der Vorstellung, es gebe in der deutschen Schriftsprache eine höchste Stufe, eine Idealstufe, die beschreibbar und aufgrund von Zitaten bekannter Schriftsteller nachweisbar sei. Die Existenz einer solchen Idealsprache ist indessen fragwürdig. Wenn man die Grammatiken anschaut, wird man sehr rasch zur Überzeugung kommen, daß diese Norm sicher nicht die Ideal- und die Höchstform der Sprache darstellt, sondern einen mittleren Durchschnitt, den wir normalerweise benutzen, weil er uns in der Schule gelehrt worden ist, und der in den Grammatiken zum schönen Aufputz mit Zitaten aus Goethe und Keller usw. belegt wird, obwohl man ihn genauso gut mit Zeitungstexten belegen könnte. Das Problem, ob es berechtigt ist, literarische Texte überhaupt zu verwenden, ist noch offen. Literarische Texte haben meiner Meinung nach in einer Grammatik überhaupt nichts verloren, weil der Schriftsteller die Freiheit haben sollte, diese mittlere Sprachschicht, die wir als Norm weitgehend anerkennen, zu verlassen, wenn es ihm beliebt und wenn er es für nötig hält. Wenn das stimmt, daß die Normsprache keine Ideal-, sondern eine Mittelsprache ist, dann stellt sie in erster Linie ein Kommunikationsproblem dar, das heißt, sie dient der normalen Verständigung im Gesamtbereich des schriftsprachlichen Geschehens. Der Schriftsteller oder Dichter hat aber ganz andere Aufgaben als nur rein kommunikative, auf die Wirklichkeit, auf Denkwirklichkeit abgestimmte; er hat ja die Absicht, mit seinen literarischen Werken fiktive Welten sprachlich aufzubauen. Das ist eine völlig andere Situation. Ihn also dieser Mittelsprache, dieser Normsprache zu unterwerfen heißt ihm

einen Zwang anlegen, der ihn in seinem Schaffen hemmen kann.“

Heinz Rupp hat damit ein wichtiges Ergebnis der zweiundzwanzig Werkstattgespräche zusammengefaßt, die Peter André Bloch (der Leiter der Arbeitsgruppe), Hans Brunhart, Rudolf Bußmann, Charlotte Engel, Synes Ernst, Robert Labhardt, Alexander Jon Schneller, Bruno Schoch und Rudolf Walther mit sechzehn deutschschweizerischen Schriftstellern (u. a. mit Dürrenmatt, Frisch, Werner Kaegi, Werner Weber) und vier Deutschen, einem Elsässer und einem Österreicher (Andersch, Oscar Cullmann, Graß, Handke, Hochhuth, Walser) geführt haben. Der Fragebogen, der diesen Unterhaltungen zugrunde lag, bezog sich im wesentlichen auf folgende Punkte: Spontane oder bewußte Entscheidung zwischen Perfekt und Präteritum? Worin besteht für Sie der Unterschied zwischen Perfekt und Präteritum? Was leisten die beiden Tempora? Werden sie auch als Stilmittel eingesetzt? Üben Mundart und Schulgrammatik einen Einfluß aus? Handhaben deutschschweizerische Schriftsteller das Perfekt und das Präteritum anders?

Der erste Teil des von *Peter André Bloch* herausgegebenen Bandes legt nun die Gespräche, der zweite die zusammenfassenden Berichte und Werkanalysen vor. Ein Entwurf zu einer Auswertung dringt abschließend durch die Vielfalt gegensätzlicher Auffassungen und widersprechender Argumente in den immer noch erstaunlich umfänglichen Bereich der Übereinstimmungen vor. Diese Übereinstimmungen liegen u. a. darin, daß die meisten angehörten Autoren das Perfekt und das Präteritum sehr bewußt als Stilmittel einsetzen (auch entgegen den normativen Regeln der Schulgrammatik), daß sie die gegenseitige Abhängigkeit der Tempora planvoll ins Spiel bringen, daß sie sich in ihrer Entscheidung durch Überlegungen über Zeitschichten, Distanzangaben, Zeitwechsel und dergleichen leiten lassen. Eine ganz erhebliche Rolle spielt das Gefühl für den Rhythmus. Das Präteritum kann stilistisch als Vergangenheitsform der Feierlichkeit (und der Gespreiztheit: also parodistisch) aufgefaßt werden und Anwendung finden, das Perfekt als stilistisches Mittel, um Beiläufigkeit und volkstümliches oder kindliches Reden zu markieren; Werner Weber hat überzeugend aufgezeigt, daß z. B. Peter Bichsels Bevorzugung des Perfekts mit dem intendierten kindlichen Reden, „dem Schulreden erste bis vierte Klasse“, zusammenhängt.

Die zweiundzwanzig Gespräche haben die grammatisch-stilistische Frage der Arbeitsgruppe ausführlich, ja erschöpfend beantwortet; das Problem der Tempuswahl für die Vergangenheit, wie es der deutschschweizerische Schriftsteller kennt, ist hier aufs differenzierteste untersucht; die maßgeblichen Motive sind

geklärt. Darüber hinaus bergen die Unterhaltungen des Teams mit den zweiundzwanzig Autoren noch einen genügenden Reichtum an weiter ausgreifenden Abklärungen und Erkenntnissen, so daß das umfängliche Versprechen des Titels als eingelöst gelten darf; die Dokumentation vermittelt sehr erhebliche Einsichten in das Verhältnis des Schriftstellers zur Sprache überhaupt. Der moderne Schriftsteller (gerade auch der „belletristische“) weiß im allgemeinen verständig und überzeugend zum Thema Sprache zu reden; die Untersuchung ist dadurch möglich geworden.

(NZZ)

Aus dem Sprachverein

Die Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Freiburg

Die Zähringerstadt Freiburg i. Ü. hatte sich in kalten, fast winterlichen Nebel gehüllt, als am Samstag, dem 11. März, der Vorstand zur Sitzung in dem neuen, prächtig ausgestatteten Hotel Herzog Berchtold zusammentrat. Zum ersten Male konnte Dr. Hermann Villiger den Vorsitz der Gesellschaft für deutsche Sprache, Herrn Dr. Hans Schäfer aus Frankfurt am Main, begrüßen, der, von Herrn Otto Nüssler, dem Leiter der Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden, begleitet, an einer Tagung des Sprachvereins teilnehmen konnte. Daß der hohe deutsche Gast gerade an dieser Sitzung dabei war, traf sich gut; denn sie zeigte ihm die Schwierigkeiten, mit denen das Sorgenkind des Deutschschweizerischen Sprachvereins, die Sprachauskunft, zu kämpfen hat. Der Vorstand ist nun aufgerufen, Mittel und Wege zu finden, um den Weiterbestand dieses Dienstleistungsbetriebes über das erste Versuchsjahr hinaus zu gewährleisten. Zu viele Hoffnungen würden bei einem Scheitern zunichte gemacht. Es muß alles vorgekehrt werden, was der Erreichung dieses Zieles dient. Wiederum viel zu reden gab die nun endlich geglückte Satzungsänderung, wonach Vereinsleiter von Amtes wegen dem Vorstand angehören, wie auch die Einführung der Zweijahresfolge der Jahresversammlungen.

Nach dem Nachtessen im gleichen Hotel Herzog Berchtold fand in dem nahe und im ältesten Teil Freiburgs gelegenen Techtermannhaus ein im wahrsten Sinne beglückendes Gespräch statt, das der Zusammenarbeit zwischen Alliance culturelle romande und Sprachverein galt und zeigte, daß das Wort Helvetia mediatrix kein leeres Wort sei. Unter der Leitung von Dr. Roberto Bernhard vertraten der Präsident der Alliance culturelle romande, Prof. M. Weber-Perret, der Übersetzer Eric E. Thilo, der Flammatter Arzt und Obmann der Deutschfreiburgischen Arbeitsgemeinschaft, Dr. Peter Boschung, und der Berner Sprachberater August Humbel als Sprecher des DSSV ihre Standpunkte, wobei Dr. Bernhard die Voten von diesseits und jenseits der Sprachgrenze jeweils meisterhaft in deutscher oder französischer Sprache zusammenfaßte. Nach den Referaten hatten auch die übrigen Anwesenden Gelegenheit zur Aussprache.

An der Hauptversammlung im Freiburger Rathaus am Sonntag vormittag kamen im wesentlichen die gleichen Probleme wie am Samstag nachmittag zur Sprache, und nach den Verhandlungen folgte der mit Spannung